

2. Systematische Philosophie

NAGEL, THOMAS, *Die Grenzen der Objektivität*. Philosophische Vorlesungen (Engl.: *The Limits of Objectivity*. The Tanner Lectures on Human Values. Übersetzt und herausgegeben von *Michael Gebauer*) (Reclams Universalbibliothek 8721). Stuttgart: Reclam 1991. 144 S.

1. Das vorliegende Buch geht auf 1979 in Oxford gehaltene Vorlesungen zurück; der vom Herausgeber nachgestellte, ebenfalls aus dem Jahr 1979 stammende Aufsatz „Das Subjektive und das Objektive“ kann als Einführung in N.s Denken dienen und faßt gleichzeitig die wichtigsten Inhalte der drei Vorlesungen zusammen. – Hauptanliegen N.s ist der Nachweis, daß man einigen zentralen Phänomenen des individuellen und sozialen Lebens nicht gerecht werden kann, wenn man nicht sowohl mit einer (objektiven) Außen- wie auch einer (subjektiven) Innenperspektive rechnet. – Charakteristisch ist dabei, daß N. den Gegensatz zwischen subjektiver und objektiver Perspektive nicht als absolut ansetzt, sondern von einer Polarität bzw. einem Kontinuum verschiedener Schritte der Externalität oder Distanzierung von der subjektiven Perspektive eines Individuums ausgeht: „Zunächst wird von den spezifischen räumlichen, zeitlichen und persönlichen Positionen des Individuums in der Welt abgesehen, dann von den Merkmalen, die es von anderen Menschen unterscheiden [im Original Druckfehler: „unterscheidet“, W.L.], dann bleiben auch die Wahrnehmungs- und Handlungsformen, die für Menschen charakteristisch sind, unberücksichtigt, dann wird der enge Bereich durchbrochen, der durch menschliche Maßstäbe bezüglich Raum, Zeit und Quantität abgesteckt wird; und schließlich wird eine Beschreibung der Welt angestrebt, die – soweit es irgend möglich ist – nicht mehr an einen Standpunkt gebunden ist, der irgendwo in der Welt eingenommen wird. Vermutlich führt dieser Prozeß nicht auf einen Endpunkt, aber er zielt darauf ab, die Welt so aufzufassen, daß es nichts mehr gibt, was in ihrem Mittelpunkt stehen könnte, der Betrachter ist nur noch einer ihrer Bestandteile“ (116). Dabei baut N. gleich dem Mißverständnis vor, „Subjektives“ sei ohne weiteres mit „Privatem“ gleichzusetzen – im Anschluß an Wittgenstein vertritt N. die These, daß unsere subjektiven Vorstellungen vom Erleben, vom Handeln und vom Selbst in gewissem Sinne Allgemeingut bzw. intersubjektiv vergleichbar (und damit nicht privat) sind (117f.). Ergebnis dieses – im weiteren Sinne phänomenologischen – Vorgehens ist allerdings nicht, wie man vielleicht erwarten würde, ein vordergründiger Versuch der Objektivierung subjektiver Phänomene und auch kein billiger Idealismus, denn „die objektive Realität kann ebensowenig wie die subjektive Realität einfach hinweganalysiert oder schlichtweg geleugnet werden. Selbst wenn nicht alle Dinge eine von jeglicher Perspektive unabhängige Natur haben, manche Dinge haben sie“ (126). N. entwirft insgesamt eine Theorie der Objektivität, die danach fragt, wie die Welt beschaffen sein muß, um den Individuen so zu erscheinen, wie sie ihnen aus ihren bestimmten Perspektiven erscheint. Daß auch diese Auffassung der Objektivität wesentlich unvollständig ist, ist philosophisch nicht alarmierend, denn es gibt für N. keinen Grund für die Annahme, daß alle Bereiche der Welt, wie sie an sich ist, objektiv verstanden werden müssen – obgleich die Suche nach Objektivität in gewissen Lebensbereichen ein äußerst erfolgreicher Teil unseres allgemeinen Erkenntnisstrebens ist. – Philosophische Probleme entstehen aus der Tatsache, daß ein und dasselbe Individuum (zumindest bis zu einem gewissen Grade) zur Einnahme beider Perspektiven fähig ist. Unterschätzt man die Koexistenz einander widersprechender Standpunkte, so mündet dies in Reduktionismen verschiedenster Prägung.

2. In der *ersten Vorlesung* zeigt N. die immanenten Grenzen einer physikalistisch-reduktionistischen Objektivitätsauffassung in bezug auf das Bewußtsein auf: Wahrnehmungen, besondere Perspektiven sowie die psychische Tätigkeit der Ausbildung einer objektiven Auffassung von der physikalischen Wirklichkeit sind Phänomene, für die es ihrerseits keine physikalische Analyse geben kann. Die Idee *einer einzigen Welt*, wie sie *an sich* ist und nicht nur wie sie aus einer Perspektive innerhalb ihrer selbst scheint, ist auch auf das Problem des Bewußtseins anwendbar, denn „[...] wir können uns selbst, unsere Erlebnisse und alles übrige als in einer Welt enthalten denken, die aus einer an-

deren als einer spezifisch menschlichen Perspektive aufgefaßt werden kann, und wir können dies denken, ohne das Psychische auf das Physikalische zu reduzieren“ (20). – In unserer gewöhnlichen Lösung für das Problem des Fremdpsychischen sieht N. einen rudimentären generischen Begriff des Subjekts und letztlich des Erlebnisses am Werk, der uns z. B. auch Tieren mit völlig anderer Struktur und anderem Verhalten Erlebnisse zuschreiben läßt, obwohl wir deren internes Wesen nie verstehen werden. Von einem objektiven Standpunkt ist das Bewußtsein Teil der (psychischen) Welt – aber auch dabei geht noch einiges verloren, da die Wirklichkeit mehr ist als die objektive (physische und psychische) Wirklichkeit. – Die Lösung für die Frage, wie *ich* eine spezifische Einzelperson oder überhaupt *jemand* sein kann, stellt sich ein, so N., wenn man das Ich in diesem Gedanken mit dem „objektiven Selbst“ identifiziert, das jeder von uns in sich enthält und das eine unbegrenzte Fähigkeit besitzt, den eigenen Standpunkt zu transzendieren. Unserem Wesen nach fassen wir die Welt als zentrumslos auf, doch kontingenterweise benützen wir dabei die Perspektive einer bestimmten Person als eine Art Fenster. Die Abstraktion von diesem Standpunkt geht vor sich, indem man diese Person in die Welt integriert als ein Ding, das mit den übrigen Teilen der Welt zusammenwirkt, und sich dann fragt, wie die Welt *von nirgends her* aussehen muß, um dieser Person so zu erscheinen, wie sie ihr aus ihrer Perspektive erscheint (34 f.).

3. Ausgangspunkt der *zweiten Vorlesung* über Werte sind die realistischen Ansprüche des gewöhnlichen praktischen Denkens: bei praktischen Überlegungen suchen wir nach Ergebnissen, die sich aufgrund von etwas Unabhängigem als die richtigen Ergebnisse erweisen (43 f.). Einige Grundprobleme und Hauptpositionen der Ethik lassen sich nach drei Formen der Allgemeinheit von Gründen definieren: (a) Gründe können ihrem *Umfang* (bzw. Inhalt) nach weit oder eingeschränkt sein; (b) Gründe können *relativ* oder *neutral* sein, d. h. wesentlich auf das handelnde Subjekt und dessen Interessen bezogen sein oder nicht; (c) Gründe können *intern* oder *extern* sein, d. h. abhängig oder unabhängig von den Interessen sinnlicher Wesen. Die Unterscheidung relativ – neutral ist dabei nicht zu verwechseln mit der Unterscheidung subjektiv – objektiv: sowohl relative als auch neutrale Gründe sind objektiv, da sie sich von einem Standpunkt außerhalb des betreffenden Individuums verstehen lassen. Außerdem koinzidieren die drei Unterscheidungen nicht, es sind verschiedenste Kombinationen denkbar. – Für N. ist die Anerkennung einiger objektiver Werte unausweichlich, und zwar einfach deshalb, weil die Alternativen dazu ungläubwürdig und unvernünftig seien. Allerdings lassen sich positive objektive Grundsätze nur mit Schwierigkeiten angeben, und mit „Nischen nicht assimilierbarer Subjektivität“ (52) ist zu rechnen. – N. hält es z. B. für evident, daß die Beendigung von Schmerzen einen neutralen internen Wert darstellt, daß also jeder einen Grund hat zu wollen, jeder Schmerz möge aufhören, sei es sein eigener oder ein fremder: „Mein Grund dafür, zu wollen, die Schmerzen des Mannes neben mir mögen aufhören, ist allein der, daß sie schrecklich sind und ich das weiß“ (58). Wer nach Rechtfertigungen für diese Position verlangt, hat ein verkehrtes Gefühl für die Verteilung der Beweislast. Die Möglichkeit neutraler Gründe stellt sich von selbst ein, sobald wir den objektiven Standpunkt einnehmen. Neutrale Werte brauchen keine geheimnisvolle Quelle, da wir unserem Wesen nach die Welt nicht nur aus der subjektiven Perspektive, sondern auch aus dem „view from nowhere“ betrachten. Das Problem reduziert sich letztlich auf den Werterealismus: räumt man dessen Möglichkeit ein, dann ist auch die Existenz neutraler Werte möglich. Beweisbar ist diese Möglichkeit nicht, einige gängige Einwände gegen den Werterealismus beruhen jedoch auf einem verarmten Vorbegriff dessen, was es gibt, und damit auf einer *petitio principii*.

4. Neben einigen neutralen Gründen, die das Bewußtsein ihres (Un-)Wertes unmittelbar in uns hervorrufen (Lust / Schmerz, Freiheit und die Mittel, sein Leben zu führen, Gesundheit, Nahrung, physisches Wohlergehen, Leben), sind die Gründe der Autonomie (Wahrung eigener Interessen) und der Deontologie (Gebot, andere anständig zu behandeln) unaufgebbare Bestandteile der Ethik; in der *dritten Vorlesung* untersucht N. die autonomen und deontologischen Gründe als relative Gründe. – Die persönlichen Ansprüche der *Autonomie* erlauben es – trotz des neutralen Werts einiger Interessen anderer –, auf Kosten fremder Ziele eigene Ziele zu verfolgen. Da aber auch relative Gründe allgemein sind, muß das Individuum annehmen, daß andere Personen

im Hinblick auf es selbst ebendasselbe beanspruchen können. – Paradox an *deontologischen* Gründen ist, daß es sich um *relative* Gründe handelt, *fremde* Ansprüche zu berücksichtigen, und zwar um Forderungen und nicht um Befugnisse der subjektiven Autonomie des Handelnden (83, 87). Trotz der vergleichsweisen Unterentwicklung unseres deontologischen Denkens handelt es sich für N. hierbei nicht um Illusionen oder bloße psychische Hemmschwellen, sondern um das Begreifen von Wahrheiten. – Wesentlich an deontologischen Geboten und Verboten ist, daß sie nur absichtlich verletzt werden können. Absichtliche Handlungen erzeugen eine bestimmte Perspektive auf die Welt, das resultierende Übel ist meine Schöpfung. Absichtlichkeit potenziert das ethische Gewicht unrechter Mittel, weil sich der Handelnde vom Ziel lenken läßt, in diesem Fall vom Bösen bzw. Unrechten. Das Wesen des Bösen und des Unrechts ist jedoch, daß es uns abstoßen sollte (89); wir sollten nicht mit bösen Mitteln Gutes erreichen, weil wir uns so diametral zum eigentlichen Ziel bewegen – das ist das Wesen deontologischer Forderungen. – Deontologische Gründe sind ein Sonderfall der Kollision subjektiver und objektiver Perspektiven bzw. des Ich und des objektiven Selbst. Varianten dieses Dilemmas, für das es keine natürliche Lösung gibt, sind die Fragen, ob man sich mehr an der Handlung selbst oder an ihren Folgen orientieren, ob man sich mehr für das Privatleben oder das Gemeinwohl engagieren und ob man sich mehr mit den tatsächlich geschehenden oder mit den zeitlosen Dingen beschäftigen sollte – Fragen, zu deren Beantwortung selbst die zivilisiertesten Menschen über nicht mehr als Daumenregeln verfügen (93 f.). Allerdings hegt N. einen gewissen Optimismus, was die Weiterentwicklung moralischer Auffassungen und die Internalisierung moralischer Objektivität angeht.

5. Von einem aristotelischen Standpunkt wird man an vielen Stellen Sympathien für N.s Gedanken empfinden, nicht nur was seinen lebensweltlichen Ansatz und die insgesamt realistische Grundtendenz des Buches angeht. N.s Optimismus in bezug auf die unbegrenzte Fähigkeit, auch das heute noch nicht Erdachte verstehen zu können, sowie auf die Fähigkeit des Selbst, den eigenen Standpunkt in unbeschränkter Weise zu transzendieren, erinnert an das klassische erkenntnismetaphysische Axiom „*anima quoadmodum omnia*“. Hauptverdienst N.s ist es jedoch, seit langem einer der Vorkämpfer des Angriffs auf enggeführte Objektivitätsbegriffe zu sein, wie sie auch heute noch bestimmte Richtungen der analytischen Philosophie belasten; daß man immer nur *die* Form der Objektivität anstreben sollte, die dem zu verstehenden Gegenstand angemessen ist (36), ist eine Einsicht, die in bezug auf die Ethik schon Aristoteles hatte, die aber auch im Raum der analytischen Philosophie mehr und mehr Zustimmung findet – man denke etwa an die neueren Werke von Hilary Putnam. – Wo bei N. vom Selbst die Rede ist, steht allerdings letztlich ein cartesianisches Modell im Hintergrund. Es ist ein cartesianisches Ego, das (insbesondere in Form des objektiven Selbsts) die Welt betrachtet; die Koppelung von geistigen und physikalischen Eigenschaften, wie sie etwa zentral für Strawsons Personbegriff und seine Ablehnung des Dualismus ist, scheint bei N. nicht mehr als ein kontingentes Faktum zu sein. – Ein weiterer Schwachpunkt des Buches ist, daß sich einige entscheidende Punkte der Argumentation bei genauerer Betrachtung als Rekurs auf Intuitionen entpuppen. Allerdings ist N. dieses Problem bewußt, und er antwortet darauf, indem er seine Position durch Beweislastumkehr absichert, etwa in bezug auf das Problem der Existenz unpersönlicher Werte: wer die sich uns auf natürliche Weise nahelegende Position als unmöglich abtun will, dem obliegt der Beweis, nicht umgekehrt. Intuitiv zunächst recht plausibel, aber doch begründungs- und präzisierungsbedürftig erscheint auch N.s Wert- und Unwertphänomenologie: so mögen Freiheit und die Mittel, sein Leben zu führen (77), aus einer vorphilosophischen Sicht in ihrer Werthhaftigkeit evident sein, wie solche neutrale Gründe inhaltlich beschaffen sind, ist jedoch eine ethische Grundfrage, die N. auspart. Noch unvermittelter bleiben N.s Aussagen über die Evidenz des Unrechts bzw. des Bösen und sein Wesen, das es uns abstoßen sollte, stehen (88 f.).

Trotz dieser Kritikpunkte ist das Buch wertvoll – N. ist einer der wenigen wirklich integrativen Denker im Raume der analytischen Philosophie, der es versteht, auch die Anliegen anderer Richtungen ernst zu nehmen.

W. LÖFFLER